Anna Pfeffer

# Für dich soll's tausend Tode regnen

Anna Pfeffer

# FÜR DICH SOLL'S TAUSEND TODE REGNEN

cbj

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016
© 2016 Ulrike Mayrhofer und Carmen Schmit
© 2016 der deutschen Erstausgabe cbj, Kinder- und Jugendbuch Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH,
München.
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München, unter Verwendung von Motiven von
© Shutterstock (Nancy White, Ramona Kaulitzki, Karkas)
kk × Herstellung: SoS
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck: CPI books GmbH, Leck
ISBN: 978-3-570-17155-4
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Es gibt drei Dinge, die du über den Tod wissen musst:
Er ist unbeliebt, unausweichlich, und ab und zu verarscht er dich.

*(Aus dem schwarzen Buch von Emi, 15)*

# KAPITEL 1

Der Morgen in Hamburg war scheußlich. Er war genauso scheußlich wie die siebenundzwanzig Morgen davor, und ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, dass die nächsten tausend Morgen in dieser Stadt auch nicht besser werden würden.

Als der beschissene Nieselregen wieder einsetzte, trottete ich langsam zur Bushaltestelle. Widerwillig klappte ich *Stolz und Vorurteil* zu und war gerade im Begriff, es in meinen Rucksack zu stecken, als ich von einer hastig vorbeieilenden dicken Frau mit Regenschirm angerempelt wurde, die keine Anstalten machte, sich auch nur irgendwie zu entschuldigen.

Das Buch rutschte mir aus der Hand und fiel aufgeschlagen auf den Boden, genau an der Stelle, an der Mr Darcy Elizabeth betrachtet und überheblich zu seinem Freund meint: »Sie ist akzeptabel, aber nicht hübsch genug, um mich zu reizen.« Und in diesem Moment sah ich vor mir, wie Mr Darcy von einer hastig vorbeieilenden dicken Frau beim Gesellschaftstanz angerempelt werden würde, woraufhin sie auf dem glatten Marmorboden ausgleiten und sich die Köpfe aufschlagen würden, um gemeinsam dahinzuscheiden.

Mit einem zufriedenen Lächeln hob ich das Buch auf und verstaute es in meinem Rucksack. Dann ging ich weiter, sah

mir die Leute auf der Straße an und versuchte, mir vorzustellen, wie sie sterben würden. Bei ein paar war es geradezu lächerlich einfach. Der dünne alte Mann auf der Parkbank mit dem unstillbaren Husten und den gelben Fingern: Lungenkrebs. Der fahrige Junge an der Rolltreppe zur U-Bahn mit den stumpfen Haaren und dem schäbigen alten Parka: Überdosis. Die keifende Mittzwanzigerin am Obststand, die eine Staatsaffäre daraus machte, dass die Verkäuferin für die normalen Äpfel den Bio-Preis verrechnet hat: Schlaganfall.

Mit den Leuten an der Bushaltestelle tat ich mir ein bisschen schwerer, da die Menschen nur stupide auf ihr Handy oder ins Nichts glotzten. Ich gab gerade einer jungen Frau, die gesund, gebräunt und glücklich aussah und ein Buch übers Surfen las, mangels alternativer Anhaltspunkte den unwahrscheinlichen Tod eines Haiangriffs, als der Bus kam. Er blieb stehen und öffnete zischend seine Türen. Danach kam es zu dem üblichen Gedrängel, weil die, die hineinwollten, denen, die herauswollten, im Weg waren und sie sich gegenseitig blockierten. Ich stieg nach einem Mann mit gehetztem Gesichtsausdruck und rücksichtsloser Ellbogentechnik ein (tödlicher Verkehrsunfall, Drängeln auf der Autobahn) und schlüpfte auf einen warmgesessenen Platz in der hintersten Reihe am Fenster. Trotz meiner Müdigkeit widerstand ich der Versuchung, meinen Kopf an die kühle Scheibe zu lehnen. Ich wusste nicht, wer seinen Kopf davor gegen diese Scheibe gelehnt hatte, und der Wärmeaustausch über die Hartplastik-Sitzschale mit dem unbekannten Menschen vor mir reichte mir für den Moment an Intimität.

Enthusiastisch ließ sich jemand neben mich auf den Platz fallen und ich befürchtete, dass dieser Jemand wuschelige blonde Haare und einen weißen iPod hatte. Aus dem Augen-

winkel sah ich einen Kugelschreiber, mit dem der Jemand zum Takt der Musik aus seinen Ohrstöpseln gegen seinen Oberschenkel klopfte, und blickte genervt aus dem Fenster. (Ich konnte mir gut vorstellen, dass der Kopf dieses Jemands bei einer Vollbremsung des Busses mit voller Wucht gegen den Vordersitz knallen und er sich das Genick brechen würde.)

»Jetzt gib dir doch mal einen Ruck, Emi«, sagte mein Bruder in diesem Moment, nahm die Ohrstöpsel heraus und stieß mich mit der Schulter leicht an.

Ich dachte an den Ruck, den der Bus ihm geben könnte, und schüttelte den Kopf. »Vergiss es.«

»Es ist doch nur ein Wochenende.«

»Dann bleib du doch zu Hause.«

Olivers Mundwinkel zuckte, so wie Olivers Mundwinkel immer zuckte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Normalerweise zuckte Olivers Mundwinkel auch nur ganz kurz, denn normalerweise bekam Oliver, was er wollte.

»Gut. Ich mach dir einen Vorschlag, Emi«, sagte er und verstaute seine iPod-Stöpsel in der Jackentasche. »Du bleibst übernächstes Wochenende zu Hause, lässt die Handwerker rein und beäugst mit deinen düsteren Augen den Fortschritt der Renovierungsarbeiten.«

»Wo ist denn da bitteschön der Vorschlag?«, fragte ich und hob eine Augenbraue. »Das ist doch einfach nur das, was du willst.«

Oliver fuhr sich durch seine blonden Locken, auf die erstaunlich viele Mädchen standen. Im Alter von zehn Jahren hätte er sie beinahe mal verloren. Ich war damals acht gewesen und mit Papas elektrischem Rasierer bewaffnet in sein Zimmer geschlichen. Nachdem Oliver meine Sammlung schwar-

zer Blütenblätter »versehentlich« im Klo runtergespült hatte, empfand ich es als ausgleichende Gerechtigkeit, seine Locken ebenfalls im Klo runterzuspülen. Ich war gerade dabei, mir zu überlegen, ob es nicht doch lustiger wäre, ihm ein blondes Lockenherz am Hinterkopf stehen zu lassen, als er aufwachte. Oliver hatte bei so etwas irgendwie den sechsten Sinn, und letztendlich wurde aus meinem großen Vorhaben eine kleine, haarlose Stelle, die schnell wieder nachwuchs und von der schon ein paar Wochen später nichts mehr zu sehen war. Er kam einfach immer ungeschoren davon.

»Okay«, raunte Oliver, als würde er jetzt seine Geheimwaffe in punkto Verhandlungstechnik präsentieren, »wenn du an dem Wochenende zu Hause bleibst, dann übernehme ich die nächste Woche das Ausräumen des Geschirrspülers. Die *ganze* nächste Woche.«

Ich verdrehte die Augen. »Du bist nächste Woche sowieso mit dem Ausräumen dran. *Die ganze nächste Woche*«, wiederholte ich gedehnt.

»Hey, Emi, jetzt sei doch nicht so«, stöhnte er und ließ sich tiefer in den Hartplastiksitz fallen. »Dieser Segeltrip wird der Hammer und ich muss da einfach dabei sein.« Seine blauen Augen bohrten sich in meine. »Wenn du so einen großen Wunsch hättest, würde ich dich als großer Bruder sofort unterstützen.«

»Ich habe den großen Wunsch, übernächstes Wochenende nach Hause zu fahren. Unterstützt du mich dabei?«, fragte ich sarkastisch.

Oliver strahlte mich an und seine Grübchen traten zum Vorschein. »Das trifft sich doch gut! Wenn du an dem Wochenende zu Hause bleibst, bekommen wir alle, was wir wol-

len. Paps zischt mit seiner Neuen nach Mallorca ab, ich verschwinde auf den Segeltrip und du, du bleibst zu Hause und kontrollierst die Renovierungsarbeiten.«

Bei der Erwähnung von Papas Neuer rumorte ein schwerer Klumpen in meinem Magen und ich dachte an den Moment, als er das erste Mal von ihr gesprochen hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er seine Bekanntschaften immer von uns ferngehalten. Er erzählte uns so gut wie nichts von ihnen, brachte sie nicht mit nach Hause und verspürte offensichtlich nicht den Drang, sie uns vorzustellen. Bis zu dem Abendessen vor rund zwei Monaten, als er sich räusperte, uns nacheinander bedeutungsvoll ansah und dann erklärte, dass wir uns auf »gewisse Veränderungen« einstellen sollten, weil sich in seinem Leben einige »überraschende Entwicklungen« ergeben hätten. (Überraschende Entwicklungen, deren überraschende Konsequenzen sich überraschend scheiße anfühlten.)

Im Wesentlichen gibt es ja drei Arten von Überraschungen: Da sind zunächst die guten Überraschungen. Das sind jene, über die du dich freust und die dir ein kleines oder großes Glücksgefühl bescheren. Du bist happy über das neue iPhone, die Eins in Mathe oder den Friseurunfall deiner Lehrerin. Dann gibt es die neutralen Überraschungen. Sie schleichen einfach an dir vorbei, du bemerkst sie, winkst ihnen vielleicht zu, aber sie sind nicht von großem Interesse. Es sind Überraschungen, die keine Gefühlsregung in dir auslösen, wie zum Beispiel der veränderte Beziehungsstatus deines Bruders, der Trend zu Röhrenjeans oder das neue Album von Sarah Connor. Und schließlich gibt es die negativen Überraschungen. Die, die dir einen Hieb in den Magen versetzen. Wenn dein Papa verkündet, dass er mit seinem Studienkollegen eine

Praxis in Hamburg gründen möchte, und wenn dir bewusst wird, dass seine Überraschung noch viele weitere nach sich ziehen wird. Wenn aus der neuen Praxis ein neues Haus, eine neue Schule und neue Leute werden und du schon mit den alten Leuten zu kämpfen hattest. Wenn aus dem Umzug auch noch eine neue Frau hervorgeht, die dein Vater dir und deinem Bruder vorstellen möchte. Dann hast du von Überraschungen endgültig die Nase voll.

»Hallo Emi, noch da? Erde an Emi«, sagte Oliver und klopfte mit seinem Kugelschreiber ungeduldig gegen seine Jeans.

»Ich meinte, dass ich nach Hause will, Oliver. *Nach Hause*. Zu Charlie.«

»Wir haben jetzt ein neues Zuhause, Emi«, erklärte er mir und schlug den Therapeutenton unseres Vaters an, »du musst lernen, die neuen Umstände zu akzeptieren.«

»Ich muss überhaupt nichts und schon gar nicht am übernächsten Wochenende. Charlie und ich gehen in eine Ausstellung, das ist schon ewig geplant.«

Oliver strich sich durch seine blonden Locken. »Charlie kann dir ja Fotos von der Ausstellung schicken, dann ist es fast so, als wärst du dabei. Für dich ist es wichtig, jetzt hier Fuß zu fassen. Akzeptiere dein neues Leben. Freunde dich damit an. Du wirst sehen, dass du dich dann bald besser fühlst.«

»Das sagst du, weil dir mein Wohlbefinden am Herzen liegt?«, fragte ich gelangweilt und blickte nach draußen, wo die Straßen und Menschen an uns vorüberzogen.

»Genau. Nur deswegen.«

»Nur deswegen«, wiederholte ich. »Du möchtest also, dass ich mich in unserem Haus wohlfühle. So wohl, dass ich an

dem Wochenende die Handwerker reinlasse und du und Papa zu eurem Wochenendtrip abhauen könnt?«

»Das ist doch nur ein Nebeneffekt.«

»Ein Nebeneffekt?«

»Ein positiver Nebeneffekt, aber wenn du mal drüber nachdenkst, wirst du sehen, dass es für uns alle das Beste ist. Auch für dich.« Oliver tippte mit seinem Kugelschreiber gegen den Vordersitz und ich stellte mir vor, wie die Vollbremsung des Busses seinen Kopf gegen den Sitz schleuderte und sich der Kugelschreiber durch seinen Hals bohrte, auch ein positiver Nebeneffekt, allerdings eher für mich.

»Das Wochenende mit Charlie habe ich schon lange vor deiner Segeltrip-Idee ausgemacht« erklärte ich kühl. »Ich werde hinfahren, das war mit Papa schon so vereinbart. Deine neuen Freunde schicken dir sicher Fotos von ihrem Segeltrip, dann ist es fast so, als wärst du dabei.«

Olivers Mundwinkel zuckte. »Dein Ernst? Ich soll zu Hause bleiben und den ganzen Spaß verpassen?«

Ich atmete die dunstige Luft des Busses ein und nickte.

»Ja, mein voller Ernst. Hey, du kennst die Typen seit vier Wochen. Und du tust so, als wären sie schon deine besten Freunde.«

»Ich bin halt ein sehr aufgeschlossener Mensch. Im Gegensatz zu …« Er sah mich eindringlich an.

»Jedem Mensch mit Charakter?«

»Emi, du hast in Heidelberg genau eine Freundin gehabt.« Wieder verfiel er in den Therapeutentonfall. »Das hier ist dein Neuanfang. Bleib das Wochenende zu Hause. Triff dich am Abend mit ein paar Leuten von hier und taue endlich mal ein bisschen auf.«

»Du bist so uneigennützig.«

»Ich weiß«, antwortete er und grinste. »Da wird es doch sicher jemand Nettes geben in deiner Klasse.«

»Keine Ahnung.« Ich hatte kein Interesse, etwas mit meinen neuen Mitschülern zu unternehmen. Ich hatte überhaupt kein Interesse, hier zu bleiben, nicht am Wochenende und auch nicht für den Rest des Jahres. Ich wollte nach Hause, in unser altes Zuhause mit dem hübschen Garten, den duftenden Orchideen und dem wild wachsenden Efeu, ich wollte dort sein und nicht hier, in dieser blöden, nasskalten Stadt mit den knapp zwei Millionen Einwohnern, von denen alle einfach nur nervten – und der Nervigste von ihnen laberte mich gerade voll.

»Hast du überhaupt schon mal mit jemand aus deiner Klasse geredet? Warum fragst du nicht den Typ, neben dem du sitzt, ob er was mit dir unternimmt«, bohrte Oliver weiter. Er hatte es sich eindeutig zur Mission erklärt, eine Verabredung für das übernächste Wochenende für mich zu finden.

»Der Typ, neben dem ich sitzen *muss*, weil ich die Neue bin? Du meinst Axel, den Kaugummitypen?«, entfuhr es mir und ich schüttelte den Kopf. »Hast du sie noch alle?«

»Jetzt sei mal nicht so oberflächlich, Emi. Du bestehst doch immer darauf, viel mehr Tiefgang als ich zu besitzen. Das ist deine Chance, es zu beweisen.«

»Hey, bei dem Typ läuft alles in Zeitlupe ab, der ist echt langsam und außerdem stinkt er aus dem Mund wie ein Aschenbecher. Darum kaut er auch ständig Kaugummi und klebt alle fünf Minuten einen unter seinen Schultisch.« Ein Schauer rann mir über den Rücken. »Echt ekelhaft. Die letz-

ten drei Wochen musste ich ihm dabei zusehen und die Kaugummischicht unter seiner Tischplatte ist sicher um fünf Zentimeter gewachsen.« Ich schluckte und versuchte, die Bilder, die in meinen Kopf drängten, wieder loszuwerden.

»Zumindest zeigt der Typ Kontinuität.«

»Du spinnst.«

»Hey, er sammelt. Das solltest du doch am besten verstehen. Wo ist denn dein schwarzes Buch? Hast du es dabei, um die anderen mit deinen gesammelten Todesberichten zu verschrecken?«

Ich funkelte ihn an und lehnte dann meinen Kopf gegen die kühle Fensterscheibe. Die Gedanken an Axels Kaugummis hatten meine Ekeltoleranzgrenze wohl etwas nach oben geschoben. Ich war nur froh, dass wir heute in das neue Schulgebäude zogen und somit die Sitzplatzkarten neu gemischt wurden. Denn ich hatte nicht vor, dem Kaugummitypen noch länger dabei zuzusehen, wie er seiner widerwärtigen Leidenschaft nachging und dabei unter halbgeschlossenen Lidern gegen das Einschlafen kämpfte. (Er würde sich weder an einem Kaugummi verschlucken noch an Lungenkrebs sterben, nein, er würde einmal mit halbgeschlossenen Lidern in der Badewanne liegen und den Kampf verlieren.)

»Du solltest wirklich Freunde finden«, versuchte es Oliver nochmals und legte den Kopf schief. Ich hasste es, wenn er einen auf besorgten, mitfühlenden Bruder machte, denn Oliver war weder besorgt noch besonders mitfühlend.

»Und du solltest dich wirklich auf ein Wochenende zu Hause einstellen«, sagte ich und lächelte süß, als der Bus endlich unsere Haltestelle erreichte.

# KAPITEL 2

*Thanatologie bezeichnet die Wissenschaft vom Tod und vom Sterben*, sagte mein iPhone, das aus Wikipedia zitierte, und ich wiederholte das Wort »Thanatologie« in meinem Kopf während ich Oliver dabei zusah, wie er mit seinen wuscheligen Haaren zu ein paar Jungs hinüberjoggte, die ihn peinlich einklatschten und grölten, als hätte sich ihr Männerzirkel endlich geschlossen.

Missmutig schulterte ich meinen Rucksack und folgte dem Strom, der wie ein lebendiges Wesen Richtung Schule floss. Und obwohl ich mit der Masse schwamm, obwohl ich eine unter vielen war und mich mit meinen langen braunen Haaren und der blassen Haut, meinen schwarzen Jeans und den abgetragenen Chucks weit weniger von den anderen unterschied, als ich es mir wünschte, fühlte ich mich alleine. Es war nicht die typische Schuleinsamkeit, die dich beschleicht, wenn du kapierst, dass du die Witze der anderen nicht lustig findest und dein Lächeln deine Augen nicht erreicht, nicht die Einsamkeit, die du empfindest, wenn du alleine im Pausenhof stehst oder nach der Schule in den Bus steigst, während sich deine Mitschüler noch angeregt unterhalten. Es war die Einsamkeit, die durch dich schneidet und dir ins Gesicht schreit, dass du nicht hierher gehörst, auch wenn dein Vater dich wie

eine blöde Topfpflanze einfach mitgenommen hat und offenbar der Meinung ist, dass zu einem Zuhause nicht mehr als ein bescheuertes Haus gehört.

Und während ich versuchte, mir von all diesen Gefühlen nichts anmerken zu lassen und unauffällig mitzuschwimmen, schielte ich auf mein iPhone, das mich als eine von ihnen auswies. Denn obwohl sich einige unterhielten, schielten auch die auf ihre iPhones, allerdings um ihre sozialen Netzwerke zu checken und nichts von ihren ach so interessanten Freunden zu verpassen.

Ich vertiefte mich weiter in den Artikel zur Thanatologie. Der Tod schien mir so viel interessanter als das Leben hier in dieser beschissenen Stadt – wenn man das überhaupt Leben nennen konnte. Und während ich einfach so dahinlebte, verinnerlichte ich die fünf Phasen des Sterbens: Nicht wahrhaben wollen, Zorn, Verhandeln, Depression und schließlich Akzeptanz. Genau dieselben Phasen hatte ich selbst bei unserem Umzug nach Hamburg durchlaufen. Zuerst hatte ich die neue Stadt nicht wahrhaben wollen, was nichts half, denn sie war nun mal da. Dann wurde ich zornig und laut. Das kam nicht gut an, denn mein Vater diskutiert lieber sachlich und begegnet einem »auf Augenhöhe« sowie »mit Respekt«. Respekt ist ein Wort, das meinem Vater furchtbar wichtig ist. Nachdem laut nicht funktionierte, begann ich also zu verhandeln. Ich schuf ein alternatives Szenario, in dem er nach Hamburg zog und ich bei Charlie in Heidelberg blieb (ihre Eltern waren einverstanden), ein Szenario, das ihm seine Praxis und mir mein Zuhause ermöglicht hätte. Respektvoll hatte mein Vater diesen Vorschlag abgelehnt – und mich somit in die nächste

Phase geschickt, die Depression, die mich Tage in meinem Bett verbringen und die Dunkelheit in mein Herz kriechen ließ. Ich konnte und wollte Charlie nicht verlassen, ich wollte nicht so viele Stunden entfernt sein, wollte die Welt, die ich von klein auf kannte, nicht verlassen für das unbekannte Neue, für das Abenteuer, ich brauchte kein Indiana-Jones-wir-erkunden-eine-neue-Stadt-Erlebnis, ich wollte meine Ruhe, wollte mein Zuhause. Ich wollte einfach nur, dass alles beim Alten blieb.

Mein Vater reagierte mit klugen Sprüchen, die kluge Männer sagen, wenn sie ihre klugen Entscheidungen rechtfertigen. Diese klugen Sprüche, die sich in Zitaten verstecken und die auf Facebook gepostet werden, diese klugen Sprüche, von denen du im ersten Moment denkst, das muss ein kluger Mann gewesen sein, der das gesagt hat, Mann, muss der was auf dem Kasten gehabt haben. Aber selbst der klügste Spruch verliert, wenn du ihn von deinem Vater an den Kopf geknallt bekommst und du absolut nichts von Neuanfang, Neubeginn und Neuscheiße hören willst. Wenn du einfach das Wort neu nehmen und es im Garten neben der toten Katze vergraben möchtest. Wenn du alle Neus dieser Welt mit einem Riesenstaubsauger einziehen und auf die Mülldeponie verdammen möchtest, denn neu ist das letzte, das absolut letzte Wort und genau das Gegenteil von dem, was du hören möchtest.

Ich atmete tief durch, als ich durch das Schultor trat und mir das neue, flache Gebäude weiß entgegenstrahlte, dessen Fassade frisch verputzt und gestrichen war und mit aller Gewalt das beschissene Wort schrie.

Rasch folgte ich dem Kiesweg, der zu meinem neuen Klassenzimmer führte und hoffte, dass ich noch früh genug dran war, um einen Sitzplatz weit weg von dem Kaugummitypen und seinem hartnäckigen Raucheratem zu ergattern. Die Wege hier waren von Grünpflanzen gesäumt, Schüler hatten Beete gesetzt und Kräutergärten angelegt, wahrscheinlich eine Art Beschäftigungstherapie, so wie die Insassen der Gefängnisse Bügelbrettbezüge verpacken und Papiermappen zusammenlegen mussten (made in prison).

Insgesamt gab es auf dem Gelände zwei Turnhallen, ein Haupthaus und sieben Schulgebäude, in denen sich die Unterrichtsräume befanden. An meinem ersten Tag verirrte ich mich nicht weniger als sechs Mal. Nach zwei Wochen mit schwacher Lernkurve bereiteten mir nur noch die beiden Werksäle, die Kopierkammer sowie der Medien- beziehungsweise Schneideraum Probleme. (Die Schule besaß einen von Schülern betriebenen Radiosender, mit dem man in den Pausen über Innen- und Außenlautsprecher zwangsbeglückt wurde.) Diesen Schneideraum hätte ich wirklich gerne gefunden, um zu sehen, wer die Leute waren, die den ganzen Tag nichts als beschwingte 70er Jahre Oldies spielten (gerade eben: Village People, »YMCA«) und ob es überhaupt echte Schüler waren oder eine Gruppe vergangenheitsbesessener Lehrer, die die Herrschaft über das Radio an sich gerissen hatte und nun im Sitzkreis das gute Zeug kiffte.

Meine alte Schule in Heidelberg war das genaue Gegenteil von der Hamburger Schule gewesen. Dort gab es weder Kräuterbeete noch Musik, sondern nur ein plumpes Backsteingebäude, das genau das ausstrahlte, was es war: eine Schule mit

schlecht gelaunten Lehrern, die ihre Berufswahl verteufelten und ihre Trostlosigkeit in dunklen Gedanken ersäuften.

Das neue Gymnasium hingegen war ein Gebäudekomplex mit verschlungenen Pfaden und einer strahlenden Architektur, die an einen amerikanischen Campus erinnerte. Die meisten Lehrer lächelten unentwegt und taten, als würden sie auch ohne Geld hier arbeiten wollen, als wäre der Job, dem sie nachgingen, eine Art Berufung.

Als ich durch die neue Tür des neuen Gebäudes schritt, in dem es nach frischer Farbe roch, zog ich vorsichtshalber Jane Austen aus meinem Rucksack und schlug das Buch auf. Ein paar Schritte vor der neuen Klassentür hörte ich einen Jungen etwas sagen und zur Antwort weibliches Gelächter aufbranden. Das hallende Geräusch beschleunigte meinen Herzschlag und ließ mich unwillkürlich langsamer werden.

Ich hasste den Moment, kurz bevor ich die Schwelle zum Klassenzimmer übertrat. Und ich hasste es besonders, dass meine Nebennieren noch genügend Zeit fanden, Stresshormone auszuschütten, während meine Vorstellungskraft mir ein paar Möglichkeiten durchs Gehirn schmiss:

1. Du betrittst die Klasse und alle hören auf zu reden.
2. Du betrittst die Klasse und alle starren dich an.
3. Du betrittst die Klasse und alle hören auf zu reden UND starren dich an.
4. Du betrittst die Klasse und alle tun so, als ob es dich nicht gäbe in der plötzlich auftretenden Stille.

Ich betrat die Klasse. Einige wandten den Kopf in meine Richtung, zwei davon lächelten zaghaft. Ich versuchte, nicht

wie die depressive Neue auszusehen, und lächelte verkrampft zurück, während ich auf meinen neuen Platz zusteuerte. Rechts hinten war noch ein Tisch frei, gleich neben dem Fenster, und ich freute mich, den möglichen Maximalabstand zum Kaugummitypen zu erlangen, der wie immer ganz vorne saß. Ich legte meinen Rucksack auf den Tisch und setzte mich. Das neue Klassenzimmer war pastellfarben gestrichen und unterschied sich kaum von dem alten Raum, außer, dass es größer war und einen schönen Blick in den Garten bot. Mein Platz gefiel mir, auch wenn mir das Rundherum nicht gefiel, und als der Lautsprecher knackste und die Bee Gees von Cat Stevens »Morning has broken« abgewechselt wurden, wusste ich, dass der tägliche Wahnsinn gleich wieder starten würde.

»Emi, psst«, hörte ich eine Stimme und blickte von den Bäumen draußen zu der Japanerin mit der Brille, die am Tisch vor mir saß. Ich runzelte die Stirn und sah sie fragend an.

»Setz dich woandershin«, wisperte sie mir zu und nestelte nervös an ihrer Brille herum.

»Wie bitte?«

»Setz dich woandershin, er kommt gleich«, flüsterte sie und sah sich verstohlen um, als würde gleich Lord Voldemort höchstpersönlich vor uns stehen. Ich fragte mich, ob die Gute vielleicht zu viel Zeit im Schneideraum der Schule verbracht hatte und unter dem Einfluss von halluzinogenen Drogen stand. (Sie würde nach einem verunglückten Drogenexperiment mit ihrem Freund unter Angstzuständen leiden, ihn des Nachts für einen Einbrecher halten und aus dem Fenster flüchten – vierter Stock. Platsch.)

»Das ist *sein* Platz«, versuchte sie es noch einmal, bevor sich ihre Augen weiteten und sie sich rasch wieder so hinsetzte, dass sie nach vorne schaute.

»Toni hat recht. Das ist mein Platz«, sagte im selben Moment eine tiefe Stimme knapp hinter mir. Ich zuckte zusammen und drehte mich zu einem Typen um, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Er war groß, hatte dunkle Augen, dunkle Klamotten und dunkle Haare, die ihm wild ins Gesicht fielen. Ich wollte mir nicht überlegen, ob er gut aussah, denn seine Stimme klang kalt und trug eine Überheblichkeit in sich, die ich zum Kotzen fand. In dem Moment hasste ich es, dass ich saß, während er stand und ich somit automatisch viel kleiner wirkte.

Ich blickte ihn unbewegt an. »Habe gar nicht gesehen, dass du reserviert hast. Wo ist dein Badetuch?«

»So was brauch ich nicht. Der Platz hinten rechts ist mein Platz«, erwiderte er mit stoischer Gelassenheit und einer Sicherheit, die erkennen ließ, dass die Leute normalerweise auf seine Worte reagierten (spätestens beim Streit um einen Parkplatz vorm Einkaufszentrum würde der Typ ums Leben kommen).

»Aber du brauchst einen neuen Platz«, erwiderte ich nüchtern. »Manchmal ist es Zeit für eine Veränderung.« Damit zitierte ich meinen Bruder, der unseren Vater zitierte, der wahrscheinlich wieder irgendeinen klugen Mann zitierte. Egal.

»Du willst dich nicht mit mir anlegen.« Er funkelte mich aus seinen dunklen Augen an und ließ seinen Rucksack auf meinen Tisch fallen.

Erst jetzt fiel mir auf, dass sich eine seltsame Stille über den

Raum gesenkt hatte. Es war wie in den alten Westernfilmen, die mein Vater so gerne guckte, in denen sich die Cowboys mit gezogener Waffe gegenüberstanden und nur ihre Augenpartie im Bild war. Die dramatische Musik nicht zu vergessen.

»Okay, ich habs verstanden. Du machst hier einen auf harter Junge. Das funktioniert bei mir aber nicht.«

»Was funktioniert denn bei dir?«

»Bei mir funktioniert gar nichts«, sagte ich schneller, als ich denken konnte und verriet damit mehr über mich, als ich eigentlich wollte.

Er zog eine Augenbraue hoch. »Liegt wahrscheinlich daran, dass du auf dem falschen Platz sitzt.«

Ich sog hörbar die Luft ein. »Liegt wahrscheinlich eher daran, dass ich mich mit den falschen Leuten unterhalte.« (Es wäre kein einfacher Parkplatzstreit, er würde einer Mutter mit Kind den Parkplatz wegnehmen, sich vor der wütenden Meute im Einkaufszentrum verstecken und dann von einem schweren Lebensmittelregal erschlagen werden).

»Warum setzt du dich dann nicht einfach zu den Mädels da drüben und redest mit denen?« Er zog sein iPhone aus der Hosentasche und deutete mit dem Kinn auf zwei potenzielle Kandidatinnen für Germany's Next Topmodel in Designerklamotten, die in der zweiten Reihe links saßen und den bescheuerten Typen neben mir durch ihre stark wimperngetuschten Augen anschmachteten und mir abwertende Blicke zuwarfen (die Blonde würde an der allergischen Reaktion auf ein geplatztes Silikonkissen zugrunde gehen, und die Dunkelhaarige später mal auf einen reichen Geschäftsmann hereinfallen, dessen Untreue sie dazu bringen würde, sich im Pferdestall zu erhängen).

»Danke. Mein Leben ist schon beschissen genug«, erklärte ich und brachte den Typen damit zum Lächeln. Einem freudlosen Lächeln mit einer kräftigen Schuss Arroganz.

Ich wandte mich lieber wieder *Stolz und Vorurteil* zu, da ich das Gefühl hatte, mich mit Mr Darcy noch in besserer Gesellschaft zu befinden. Doch der Typ ließ nicht locker.

»Du glaubst, dein Leben ist beschissen?«, fragte er noch einen Tick überheblicher und stützte sich mit den Händen am Tisch ab.

Ich blinzelte und konnte mir gut vorstellen, dass das Lebensmittelregal noch zu brennen anfing, bevor es ihm auf den Kopf fiel.

Er lehnte sich ein Stück nach vorne, sodass sein Geruch in meine Nase drang. Roch teuer. »Du bist doch einfach nur angepisst, hier zu sein. Wer ist das nicht? Das ist noch längst nichts Besonderes«, sagte er kalt. »Ich hab auch keinen Bock auf den ganzen Scheiß hier, und schon gar nicht auf so Zicken wie dich, die keine Ahnung haben, was echte Probleme sind. Das hier ist schon beschissen genug. Also verschwinde.«

Ich sah ihn gelangweilt an. Wenn sein Leben wirklich so beschissen war, war ich gerne bereit, ihm ein paar Selbstmordtipps zu geben – zum Beispiel strangulieren mittels Badetuch.

»Dieses Klassenzimmer ist neu«, erklärte ich ruhig, »das hier kann also nicht dein Platz sein. Es war, ist und wird auch nie dein Platz werden, das verspreche ich dir.«

Der Typ starrte mich an, und ich starrte zurück und so starrten wir, ohne Worte, wir starrten wie die Männer in den Westernfilmen, starrten so lange, bis eine dreistimmige Tonfolge den Beginn der ersten Stunde ankündigte und unser Geschichtslehrer hereinspazierte.

Mit seinen schwarzen Locken, in die er einen Tick zu viel Gel geklatscht hatte, erinnerte er mich immer an einen alternden Fußballspieler. Sobald die Sohle seiner Sneakers das Linoleum des Klassenraums berührte, kehrte eine unnatürliche Ruhe ein, die auch den Starr-Contest zwischen dem Idioten und mir beendete, denn er musste sich nun wohl oder übel auf einen anderen Platz setzen. Ein leichtes Gefühl des Triumphes machte sich in mir breit und ich lehnte mich lächelnd auf dem Stuhl zurück, der nun mir gehörte.

»Guten Morgen, meine Damen und Herren, schlagen Sie Ihre Bücher auf Seite dreiundneunzig auf und lesen Sie die ersten beiden Absätze zum Ende des Zweiten Weltkrieges.« Der Geschichtslehrer machte eine kurze Pause und sah mich an. »Frau Hoffmann, Sie sehen so erheitert aus, so kenne ich Sie gar nicht«, bemerkte er gedehnt und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich muss sagen, das Lächeln steht Ihnen. Aber kommen wir zum Thema. Nennen Sie mir die drei Besatzungsmächte, die Ende des Zweiten Weltkrieges Westdeutschland besetzten.«

Schlagartig wurde es still. Kein Hüsteln, Schnaufen oder Stühleknarzen, lediglich die Blicke der anderen auf meinem Gesicht, das knallrot anlief. Besonders der verdammt zufriedene Blick des bescheuerten Typen hatte mir gerade noch gefehlt.

»Die USA und die Briten«, sagte ich und schwor mir, nie wieder zu lächeln.

»Gut. Das sind aber erst zwei«, der Fußballer ging ein paar Schritte und lehnte sich entspannt an den Tisch der Japanerin vor mir. »Fehlt also noch?«

War das sein Ernst? Zog er irgendeine Befriedigung daraus, neue Schüler zu demütigen?

Ich versuchte, ruhig zu bleiben und zuckte nur mit den Schultern.

»Frankreich«, sagte der Fußballer mit ernstem Blick. »Frau Hoffmann, wir sind hier auf einem der besten Gymnasien Hamburgs. Da müssen Sie sich schon etwas anstrengen.« Er stieß sich vom Tisch ab und schlenderte zum Smartboard, um selbstzufrieden ein paar Charts zu präsentieren, und ich musste mich nicht anstrengen, mir seinen Tod beim Länderspiel Deutschland gegen Frankreich vorzustellen. (Es würde durch einen gezielten Faustschlag gegen seinen Kopf passieren. Davor würde unser Geschichtslehrer mit einem Hooligan über die Bedeutung des deutschen Fußballs diskutieren und ihn über sein mangelndes Fußballwissen aufklären. Und zwar genau einmal.)

# KAPITEL 3

Als ich später draußen auf einer Bank saß und den Schulhof mitsamt dem Treiben darin ignorierte, blätterte ich in meinem schwarzen Buch, strich über die sorgsam eingeklebten Zeitungsartikel und biss von meinem Apfel ab.

»Hey, weißt du, wie viele leckere Äpfel du essen könntest, wenn du übernächstes Wochenende zu Hause bleibst?«, fragte mich Oliver, der hinter mir aufgetaucht war. Ich klappte mein Buch zu und drehte mich zu ihm um. Normalerweise verbrachte Oliver die Pause mit seinen neuen Freunden, was bedeuten musste, dass ihm das Wochenende tatsächlich am Herzen lag.

»Charlie hat drei Apfelbäume im Garten. Auch wenn du unser Leben davor verdrängt hast – es gibt auch Äpfel in Heidelberg.«

Er schwang sich über die Lehne der Bank und setzte sich neben mich. »Aber die Hamburger Äpfel sind bekannt für ihre Süße und ihre Kraft.« Er begann zu flüstern, als müsse er mir ein Geheimnis verraten. »Eine Superkraft. Du musst nur unglaublich viele davon essen. Zu Hause. Sonst funktioniert es nicht.«

»Aha. Ist dir aufgefallen, dass ich keine acht mehr bin?«

»Ist dir aufgefallen, dass du mir das bombastischste, le-

gendärste Wochenende versaust, wenn du nicht zu Hause bleibst?«

Ich nickte und grinste. »Du solltest ein paar Hamburger Äpfel verschlingen, vielleicht kannst du dich mit deiner neuen Superkraft dann auch klonen.«

Oliver verdrehte die Augen. »Ich rede mit Paps, dann sehen wir ja«, murmelte er, stand auf und schlenderte zu einer Gruppe Jungs, die in der Ecke standen und auf ihren Handys herumdrückten. Wahrscheinlich zockten sie oder stalkten irgendwen via Facebook.

Ich atmete tief ein und hatte die Nase voll von Typen, die mit mir über ihren Platz oder ihr Segelwochenende diskutieren wollten. Der einzige Lichtblick war das Wochenende mit Charlie, das Wochenende, an dem sich alles wieder normal und gut anfühlen würde, an dem es nichts Neues, sondern nur Beständigkeit geben würde mitsamt dem warmen, wohligen Gefühl, die besten Äpfel Deutschlands inklusive. Mein iPhone vibrierte und eine WhatsApp-Nachricht von Charlie trudelte ein, Gedankenübertragung.

*»Hey Emi. Wie weit bist du? Schule ist ätzend ohne dich. Sie ist aber auch ätzend mit dir. ☺ Schule ist einfach ätzend.«*

Ich lächelte und schlug Jane Austen auf. *»Seite 492«*, schrieb ich zurück, *»an der Stelle, wo Lydia Elizabeth von ihrer Hochzeit mit dem zwielichtigen Mr Wickham erzählen möchte. Und du?«*

Noch in den Sommerferien hatten Charlie und ich beschlossen, die wichtigsten Werke der Weltliteratur zu lesen. Charlie hatte eine Liste mit achtundachtzig Büchern von irgendeinem Blog kopiert und wir starteten mit Hamlet und Robinson Crusoe. Danach war Jane eine wirklich positive Abwechslung.

»*Gerade bei dem Fest, auf dem sie dem gruseligen Typen begegnet. Dieser Darcy ist echt ein Arsch.*«

Ich nickte unwillkürlich. »*Apropos Arsch: Mein Bruder will, dass ich unser WE in Hamburg verbringe. So ein Pech. Freu mich schon auf das WE bei dir!!*«

Fünf Sekunden Pause.

»*Oh. Das hab ich total vergessen.*«

»*Oh?*« Dieses Oh schwoll gerade überdimensional an.

»*Hab dir doch von Philip erzählt.*«

»*Der Typ, mit dem du auf Laras Party etwas hattest?*«

»*Ja, na ja. Wir verstehen uns ganz gut.*«

»*Seid ihr zusammen?*«, tippte ich, obwohl ich die Antwort schon kannte. Charlies »wir verstehen uns ganz gut« entsprach einem Liebesbekenntnis, vergleichbar damit, wenn andere Leute im Fernsehen ihre Liebe gestehen oder auf einen Turm klettern, um ihre Herzensworte hinauszubrüllen.

Charlie war nie eine Freundin der großen Gefühle und großen Worte gewesen, und wenn Charlie eine Jeans oder ein Top »ganz okay« fand, war das schon ein totales Kompliment. Das mochte ich an Charlie. Wenn auch nicht gerade jetzt.

»*Ja, irgendwie schon*«, schrieb sie zurück.

»*Das ist ja toll*«, antwortete ich und wusste selbst nicht, wie viel Sarkasmus in der WhatsApp mitschwang, weil Charlie ihr Leben einfach weiterlebte, mit ihren Heidelberger Äpfeln und einem neuen Typen, der den Platz der besten Freundin ausfüllte. Meine Lücke war leer, meine Lücke konnte nicht so schnell geschlossen werden, da konnte man nicht irgendeinen Typen hineinstopfen, der sich breitmachte und dann schon lange verabredete Wochenenden torpedierte.